Bauern

Autor(en): **Maupassant, Guy de**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 24

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643376

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

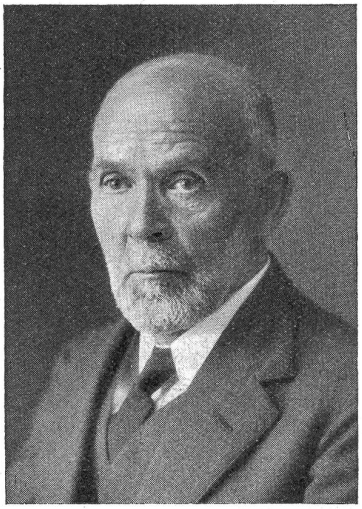
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

indem ein Areal von 30 Jucharten Wiesland auf Getreidebau umgestellt worden ist. In den Tagen der Hochkonjunktur der Landwirtschaft hatte Witzwil einen Fonds angelegt aus dem Betriebsüberschuß, der auf Ende des Jahres 1932 auf Fr. 1,315,202 angewachsen ist, wovon im Berichtsjahre der neugegründeten kantonalen Bauernhilfskasse ein Betrag von Fr. 446,192 überwiesen wurde.



Dr. O. Kellerhals, Direktor der Strafanstalt Witzwil.

Ein besonderes Kapitel ist der Kileyalp gewidmet, wo unter bewährter Leitung mit einem Gefangenenbestand von 20—30 Mann gehirtet wird und in der Zwischenzeit, auch den Winter hindurch, Weg-, Holz- und Meliorationsarbeiten ausgeführt werden. Die Bestoßung der Alp mit 318 Stück Rindvieh und 335 Schafen erfolgte am 9. Juni. Die Alpung dauerte bis 11. Oktober. Der gute Nährzustand bei der Heimkehr bewies, daß es den Tieren an Futter und Pflege nicht gefehlt hatte.

Am Schluß seines interessanten Jahresberichtes streift Herr Direktor Dr. Kellerhals auch die am 9. März 1914 durch Beschluß des Großen Rates vorgesehene Verlegung der Strafanstalt Thorberg nach Witzwil, wozu umfassende Bauten für eine geschlossene Anstalt für Schwerverbrecher notwendig geworden wären. Der Weltkrieg und die Nachkriegszeit zeitigten dringendere Arbeiten als die Aufhebung der Strafanstalt Thorberg und die Mentalität der heutigen Generation anerkennt, wie eingangs erwähnt, mehr und mehr auch im Straffälligen den Mitmenschen, dem man helfen muß. Zudem bringt das in Aussicht stehende Eidgenössische Strafgesetzbuch für den Strafvollzug eingreifende Umwandlungen. So erwahrt sich auch hier das Sprichwort: Gut Ding will Weile haben. Ueberdies sind die Sträflinge auf Thorberg unter zielbewußter und erfolgreicher Leitung einstweilen dort noch wohl versorgt. h. n.

Bauern. Von Guy de Maupassant.

Uebersetzt von M. P. v. S.

Zwei Hütten standen dicht nebeneinander am Fuß eines Hügels, unweit einer kleinen Bäderstadt. Die beiden Bauersleute arbeiteten schwer, um ihre vielen Kleinen aufzuziehen, denn die Erde war unfruchtbar. Jeder Haushalt besaß vier Sprößlinge; und vor den zwei benachbarten Türen krabbelte vom Morgen bis zum Abend der ganze Kinderschwarm herum. Die beiden Aeltesten zählten sechs Jahre und die zwei Jüngsten etwa fünfzehn Monate; in beiden Häusern hatten Hochzeit und Geburten sozusagen gleichzeitig stattgefunden.

Die Mütter hatten sogar oft Mühe, in der Menge ihre eigenen Kinder herauszufinden, und die Väter verwechselten sie erst gänzlich. Die acht Namen tanzten und vermischten sich in ihren Köpfen immerzu; wenn einer der Väter ein Kind rufen wollte, konnte es vorkommen, daß er drei verschiedene Namen rief, ehe er den richtigen fand.

Das erste Haus, wenn man von Bad Rollport herkam, beherbergte die Familie Tuvache, der drei Buben und ein Mädchen gehörten, die andere Hütte war von den Vallin bewohnt, die einen Knaben und drei Mädchen hatten. Sie alle ernährten sich kärglich von Suppe, Kartoffeln und frischer Luft. Um sieben Uhr früh, mittags und abends um sechs versammelten die Hausfrauen ihre Knirpse, um sie zu füttern, ganz so, wie die Gänsehirten ihre Tiere zusammentreiben. Die Kinder setzten sich dem Alter nach an den Holztisch, der durch den fünfzig Jahre langen Gebrauch schön glänzte. Das kleinste Würmchen langte kaum mit dem Mund bis an die Tischplatte. Man stellte eine Schüssel vor sie hin, die war mit einer Brühe gefüllt, worin Kartoffeln, ein halber Kohlkopf und drei Zwiebeln gekocht hatten, dazu eingeweichtes Brot, und die ganze kleine Gesellschaft aß, bis daß der Hunger gestillt war; die Mutter fütterte den Kleinsten. Sonntags gab es ein wenig Fleisch in die Suppe, was für alle ein Fest war; der Vater verweilte etwas länger beim Mahl und sagte immer wieder: „Das möchte ich wohl jeden Tag essen!"

Eines Nachmittags im August hielt plötzlich ein leichtes Gefährt vor den zwei Hütten an und die junge Frau, die es führte, rief dem neben ihr sitzenden Herrn zu:

„Oh, sieh doch Henri! Dieser Haufen Kinder! Wie reizend, sie so im Staube herumkrabbeln zu sehen!"

Der Mann antwortete nichts darauf, er war an solche Bewunderungen gewöhnt, die er schmerzlich und fast als Vorwurf empfand.

Doch die junge Frau rief wiederum:

„Ich muß sie küssen. Ach, wie gern hätte ich eines davon! Jenes dort, das ganz kleine!"

Sie sprang vom Wagen, eilte zu den Kindern, hob eines der beiden jüngsten, es war der kleine Tuvache, auf die Arme und küßte es leidenschaftlich auf seine schmutzigen Wangen, auf die blonden, krausen Haare, die mit Erde pomadisiert waren, und auf die Patschhändchen, mit denen es sich heftig wehrte, um sich dieser unangenehmen Liebkosung zu entziehen. Dann bestieg sie wieder ihren Wagen und fuhr in scharfem Trab davon.

In der folgenden Woche kam sie wieder, setzte sich auf den Boden, nahm den Jungen auf ihren Schoß, fütterte ihn mit Kuchen und gab auch allen andern Naschwerk; dann spielte sie mit ihnen wie ein Kind, während ihr Mann geduldig in seinem Dogcart wartete.

Sie kam immer wieder, lernte die Eltern kennen; täglich kehrte sie wieder, die Tasche mit Zuckerzeug und kleiner Münze gefüllt. Sie hieß Frau Henri von Hubières.

Eines Tages stieg ihr Mann mit ihr aus, und ohne sich bei den Kindern, die sie jetzt schon gut kannten, aufzuhalten, betraten sie die Wohnung des Bauern Tuvache.

Die Eltern waren mit Holzspalten für die Mittagssuppe beschäftigt, sie erhoben sich, boten Sitze an und warteten erstaunt auf das, was kommen würde.

Die junge Dame begann mit zitternder, von Seufzern unterbrochener Stimme:

„Meine lieben Leute, ich komme, weil ich gerne möchte ... ich möchte gern Ihren ... Ihren kleinen Jungen mit mir heim nehmen ..."

Die Bauersleute waren höchst überrascht, ahnungslos, und sagten nichts. Da holte sie tief Atem und fuhr fort:

„Wir haben keine Kinder, mein Mann und ich ... wir würden ihn gern behalten ... wären Sie einverstanden?"

Die Mutter begann zu begreifen; sie fragte:

„Sie wollen uns den Charlot nehmen? Ha, nein, gewiß nicht!"

Da griff Herr von Hubières ein:

„Meine Frau hat es nicht richtig erklärt: wir möchten ihn adoptieren, aber er würde Sie besuchen können. Wenn er brav bleibt, wie sicher zu erwarten ist, wird er einmal unser Erbe sein. Bekämen wir doch noch eigene Kinder, so müßte er mit ihnen teilen. Wenn er aber trotz unserer Erziehung nicht gut tun sollte, würden wir ihm bei seiner Volljährigkeit eine Summe von zwanzigtausend Franken geben, die sofort bei einem Notar hinterlegt wird. Aber man hat auch an Sie gedacht und wird Ihnen lebenslänglich eine Rente von hundert Franken im Monat geben. Haben Sie alles gut verstanden?

Die Bäuerin war ganz wütend aufgestanden.

„Was? Sie wollen, daß ich Ihnen den Charlot verkaufe? Fürwahr nie! So etwas verlangt man nicht von einer Mutter! Nein, niemals! Das wäre ja eine Schandtat!"

Der Mann sagte nichts, ernst und bedächtig stand er da, aber er stimmte der Frau mit anhaltendem Kopfnicken bei.

Die bestürzte junge Frau fing an zu weinen und mit schluchzender Stimme, der Stimme eines verwöhnten Kindes, dessen Wünsche sonst immer erfüllt wurden, wandte sie sich an ihren Mann und stammelte:

„Sie wollen nicht, Henri, sie wollen nicht!"

Da machten sie noch einen letzten Versuch.

„Aber meine guten Freunde, bedenkt doch die Zukunft Eures Kindes! Sein Glück, sein ..."

Die Bäuerin, außer sich vor Entrüstung, fiel ihm ins Wort: „Man sieht alles, man versteht alles, man bedenkt alles ... Gehen Sie fort, und daß ich Sie nie mehr da sehe! Ist das erlaubt, einem ein Kind nur so wegzunehmen!"

Beim Hinausgehen erinnerte sich Frau von Hubières, daß ja zwei ganz Kleine gewesen wären, und mit der Hartnäckigkeit der eigenwilligen und verwöhnten Frau, die nie warten kann, fragte sie unter Tränen:

„Aber der andere kleine Bub gehört nicht Ihnen?"

Vater Tuvache antwortete: „Nein, er ist dem Nachbar, Sie können ja hingehen, wenn Sie wollen", und er trat in seine Wohnung zurück, wo die zornige Stimme seiner Frau noch immer erschallte.

Vallins saßen bei Tisch und aßen geruhsam Brotschnitten, sehr sparsam mit etwas Butter bestrichen, die sie mit dem Messer von einem Teller pickten.

Frau von Hubières begann von neuem ihren Vorschlag anzubringen, diesmal mit vorsichtigeren Ausdrücken, mit Andeutungen und Schlauheit. Die Eheleute schüttelten verneinend den Kopf; als sie aber vernahmen, daß sie monatlich hundert Franken bekommen sollten, blickten sie einander fragend an und wurden wankend. Lange Zeit schwiegen sie, gepeinigt, unschlüssig; die Frau fragte endlich:

„Was sagst du, Mann?"

„Ich sage, es ist nicht zu verachten", antwortete er, etwas geziert. Zitternd vor Herzensangst, sprach ihnen nun die junge Frau von der Zukunft des Kindes, von seinem Glück und von dem vielen Geld, das sie ihnen später geben würden.

Der Bauer fragte:

„Diese Rente von zwölfhundert Franken, wird sie vor dem Notar versprochen?"

Und Frau von Hubières: „Aber gewiß! Schon morgen!"

Die Bäuerin war nachdenklich geblieben und sprach nun:

„Hundert Franken im Monat, das ist zu wenig für den Verlust des Kindes; es wird in wenigen Jahren arbeiten, das Kind! Wir müssen hundertzwanzig Franken haben."

Die junge Frau trommelte vor Ungeduld mit den Füßen und gewährte es sofort. Und da sie das Kind gleich mit sich heimnehmen wollte, gab sie ihr noch hundert Franken als Geschenk dazu, während ihr Gatte ein Schriftstück aufsetzte.

Der Gemeindevorsteher und ein Nachbar wurden sogleich hergerufen und unterschrieben gern als Zeugen.

Strahlend trug Frau von Hubières das schreiende Kind davon, so wie man etwa eine heiß gewünschte Nippsache aus einem Laden trägt.

Die Tuvache, unter ihrer Haustür, schauten stumm und streng zu, wie sie weg gingen und bereuten vielleicht ihre Weigerung.

*

Man hörte und sprach nichts mehr von dem kleinen Jean Vallin. Die Eltern hoben jeden Monat ihre hundertundzwanzig Franken beim Notar ab und standen schlecht mit ihren Nachbarn, denn Mutter Tuvache überhäufte sie mit Schmach, indem sie nicht müde wurde, von Tür zu Tür im Dorf zu wiederholen, man müsse ja wirklich Rabeneltern sein, um das eigene Kind verkaufen zu können, es sei eine Schandtat, eine Schweinerei, eine Verderbtheit.

Manchmal nahm sie prahlerisch ihren Charlot auf den Arm und rief ihm zu, wie wenn er es verstanden hätte:

„Ich habe dich nicht verkauft, mein Kleiner! Verkaufe nicht meine Kinder, ich! Reich sind wir nicht, aber ich verkaufe nicht meine Kinder!"

Und jahrelang, viele Jahre hindurch, gab es täglich grobe Anzüglichkeiten, die vor die Türe hinausgeschrien wurden, damit man sie im Nebenhaus hören mußte.

Mutter Tuvache fühlte sich schließlich erhaben über alle Frauen der Umgegend, weil sie Charlot nicht verkauft hatte, und wer von ihr sprach, der sagte:

„Weiß wohl, daß es verlockend war, aber wahr ist's: sie hat sich wie eine gute Mutter benommen." Man rühmte sie.

Charlot, der mit dieser Auffassung, die man ihm immerzu wiederholte, erzogen worden war, und nun achtzehn Jahre zählte, glaubte sich auch seinen Kameraden überlegen, weil man ihn nicht verkauft hatte.

Familie Vallin lebte, dank der Pension, still und einfach, aber bequem. Daher kam ja die Wut der Tuvaches, die im Elend geblieben waren. Deren ältester Sohn mußte sie für seine Dienstzeit verlassen, der zweite starb. Charlot blieb allein und arbeitete hart mit dem alten Vater, um die Mutter und zwei jüngere Schwestern zu ernähren.

Er näherte sich seinem einundzwanzigsten Jahr, als eines Morgens ein prächtiger Wagen vor den beiden Hütten hielt; ein junger Herr mit goldener Uhrkette stieg aus und gab einer älteren Dame in weißem Haar die Hand. Sie sagte zu ihm:

„Hier ist es, mein Kind, das zweite Haus."

Und er betrat das baufällige Häuschen von Vallins, wie wenn er da zu Hause wäre.

Die alte Mutter wusch ihre Schürzen und der kränkliche Vater schlummerte in der Nähe des Herdes. Beide schauten auf; der Jüngling rief ihnen zu:

„Guten Tag, Mutter! Guten Tag, Vater!"

Ganz verstört erhoben sie sich; die Bäuerin ließ vor Aufregung ihre Seife in das Wasser fallen und stotterte:

„Bist du es, mein Kind? Bist du es, mein Kind?"

Er umarmte und küßte sie und sagte wieder und wieder:

„Guten Tag, Mutter!"

Und der zitternde Alte sprach mit seiner ruhigen Stimme:

„Du bist also wiedergekommen, Jean", — wie wenn er ihn erst vor einem Monat gesehen hätte.

Als sie sich so richtig wiedergefunden hatten, verlangte es die Eltern, gleich mit dem Sohn auszugehen, um ihn von allen sehen zu lassen. Sie führten ihn zum Gemeindevorsteher, zum Amtsgehilfen, zum Curé und zum Lehrer.

Charlot stand auf der Schwelle seiner Hütte und sah ihn vorübergehen.

Beim Abendbrot sagte er zu den Alten:

„Müßt Ihr doch dumm gewesen sein, daß Ihr den kleinen Vallin fortziehen ließt!"

Seine Mutter antwortete eigensinnig:

„Ich wollte nicht unser Kind verkaufen."

Der Vater schwieg, und der Sohn fuhr fort:

„Es ist ein Unglück, in solcher Weise geopfert zu sein."

Da stieß Vater Tuvache mit zorniger Stimme hervor:

„Wirst du uns vorwerfen, daß wir dich behalten haben?"

Und brutal der Sohn:

„Ja, ich werfe es Euch vor, daß Ihr so albern seid! Solche Eltern sind das Unglück der Kinder ... Ihr verdientet, daß ich Euch verließe."

Die gute Alte weinte über ihrem Teller und jammerte, indem sie die Suppe löffelte und zur Hälfte verschüttete:

„Und töten muß man sich, um Kinder groß zu ziehen!"

Darauf gab der Bursche rauh zurück:

„Viel lieber wäre ich nicht geboren, als zu sein was ich bin. Als ich vorhin den andern sah, kehrte sich mein Herz um. Ich sagte mir: so könnte ich jetzt sein!" Er stand auf.

„Wißt, es wäre besser, daß ich nicht da bliebe, ich spüre es gut; denn ich würde es Euch den ganzen Tag vorwerfen und das Leben schwer machen. Seht, das kann ich Euch nie verzeihen!"

Die beiden Alten, niedergeschmettert, tränenvoll, schwiegen.

Er wiederholte: „Nein, das wäre zu schlimm! Ich will lieber fortgehen und mein Leben an einem andern Ort neu versuchen."

Und er öffnete die Tür. Man hörte laute, fröhliche Stimmen im Nachbarhaus: Vallins feierten ein Fest mit dem heimgekehrten Kind.

Da stampfte Charlot mit dem Fuß, kehrte sich gegen seine Eltern und schrie: „Bauernschädel, Ihr!"

Und er verschwand in der Nacht.

Wenn das Heufieber kommt!

Jedes Jahr um dieselbe Zeit erkranken eine Anzahl von Menschen an einem äußerst heftigen Schnupfen, der verbunden ist mit einem Bindehautkatarrh der Augen, Reizerscheinungen der Rachenschleimhaut und der Luftröhre, oft mit asthmatischer Atemnot, die häufig auch nachts auftritt. Das Charakteristische dieser Erkrankung ist ihre zeitliche Gebundenheit. Ende Mai bis Ende Juli ist gewöhnlich die Zeit ihrer Herrschaft. Schon frühzeitig hat sich deshalb die Meinung gebildet, daß die Ursache des Leidens den blühenden Gräsern anhaftet. Man nannte deshalb die Krankheit Heufieber oder Heuschnupfen.

Die wissenschaftliche Forschung ergab, daß in der Tat der Blütenstaub gewisser Pflanzen die Ursache ist. Die Liste der überhaupt in Betracht kommenden Pflanzen ist groß. Zumeist jedoch sind die Pflanzen gefährlich, die in großen Beständen vorkommen und massenhaft Blütenstaub hergeben, der durch den Wind übertragen wird. Denn nur wenn die Atemluft reichlich Blütenstaub enthält, kommt es zum Heufieberanfall. Bei uns ist vor allem der Blütenstaub von Gräsern als Ursache des Heufiebers erkannt worden. Aber auch Bäume und Blumen können gefährlich werden. Anfangs hatte man sich die Vorstellung gebildet, daß der Blütenstaub ein Gift enthalte. Die weitere Forschung führte aber zu einer ganz andern Auffassung über den Blütenstaub als Krankheitsursache. Der Wiener Kinderarzt v. Pirquet sah, daß ein Mensch, dem einmal Heilserum irgend einer Art eingespritzt worden ist, bei einer zweiten Einspritzung desselben Serums ganz anders reagierte als das erstemal. Er zog aus dieser Beobachtung den Schluß, daß durch den Reiz der ersten Einspritzung der Körper angeregt wurde, Stoffe zu bilden, die in Wechselwirkung mit dem zum zweitenmal eingespritzten Serum ein Gift bilden. Solche Stoffe nennt man Antikörper. Pirquet nannte den Zustand, in den der Körper durch die erste Einspritzung gerät, Allergie. Die Krankheitserscheinungen, die infolge eines allergischen Zustandes auftreten können, sind ganz charakteristische und immer dieselben, ganz gleich gegen welchen Stoff der Körper allergisch sei. Zu diesen Krankheitserscheinungen gehören auch die, die wir beim Heufieber beobachten. Die Kranken sind gegen den Blütenstaub bestimmter Pflanzen allergisch, weil ihre Schleimhäute Antikörper gegen den Blütenstaub enthalten. Bei dem Zusammentreffen von Blütenstaub und Antikörpern entsteht ein Gift, das den Heufieberanfall auslöst. Aber nur wenige Menschen haben solche Antikörper. Offenbar gehört noch eine besondere Veranlagung des Körpers dazu, sie zu bilden. Und diese Veranlagung ist im hohen Maße erblich. Die Gesamtzahl der Heufieberkranken soll in Nordamerika 1 vom Hundert der Bevölkerung betragen. Für Deutschland fehlt eine zuverlässige Zählung. Männer erkranken doppelt so häufig als Frauen. Unter Städtern findet sich das Heufieber viel häufiger als auf dem Lande.

Die moderne Heufieberbehandlung zielt darauf hin, die gefährlichen Antikörper zu beseitigen. Es hat sich gezeigt, daß diese für einige Zeit verschwinden, nachdem sie mit dem Blütenstaub in Berührung gekommen sind. Sie werden aber bald wieder nachgebildet. Man spritzt deshalb den Kranken einige Wochen vor der Heufieberzeit alle paar Tage eine so kleine Menge von Blütenstaubextrakt unter die Haut, daß keine Krankheitserscheinungen entstehen. Am besten setzt man diese Einspritzungen auch während der Heufieberzeit fort und kann gegebenenfalls das ganze Jahr hindurch jeden Monat eine Einspritzung machen, um den Schutz zu unterhalten. Um diese Behandlung durchführen zu können, muß man allerdings wissen, gegen welchen Blütenstaub der betreffende Kranke empfindlich ist. Das kann man auf folgende Weise erkennen: Man ritzt die Haut des Kranken ein wenig, so daß es nicht blutet, und bringt auf diese Hautstelle Blütenstaubextrakt. Ist der benutzte Blütenstaub für den Kranken schädlich, so entsteht um die geritzte Hautstelle ein Quaddel wie von einem Mückenstich; ist er jedoch für den Kranken harmlos, so verändert sich die Haut nicht. — Die Probe ist ungefährlich, denn die Quaddel verschwindet nach einer halben Stunde restlos.

W. K.

Rundschau.

Die Weltwirtschaftskonferenz beginnt.

Mit einer achtminütigen Rede des englischen Königs werden die Delegierten der neuen Konferenz empfangen. Es sind 66 Delegationen, die ungefähr 3000 Köpfe zählen. Sitz der Konferenz: Das geologische Museum. Nomen est Omen. Die Probleme, welche da neuerdings wieder diskutiert werden sollen, sind schon beinahe geologisch vor Alter. Bestünden nicht tausend egoistische Interessen, die bisher jede Lösung verhinderten, man könnte in einem Tage einig sein. Aber man versucht's aufs neue mit Reden, Debatten, Beschlüssen, Kompromissen, „um es am Ende gehn zu lassen, wie's Gott gefällt", sagt Mephisto.

Die „Reden" stehen denn auch wieder am Anfang. Amerika, England, Frankreich, Italien, Deutschland, Japan und all die andern werden durch den Mund ihrer salonfähigen Abgeordneten darlegen, was als die Stimme ihrer Länder gelten soll, was aber in Wahrheit nur das Ergebnis zufälliger Machtverhältnisse in diesen Ländern sein kann.

Nach diesen Reden wird die Konferenz entweder vertagt und die Zwischenzeit zu neuen Intriguen benutzt, oder